

Biopiraten klauen Stammeswissen

Pflanzen und das Wissen über ihren Nutzen sind eng mit der einheimischen Bevölkerung verbunden. Sie drohen zum Selbstbedienungsladen internationaler Unternehmen zu werden, ohne die Einheimischen an den Gewinnen zu beteiligen

Die San im südlichen Afrika, uns seit der Kolonialzeit als Buschleute bekannt, leben am Rande der Gesellschaft: bitterarm, ohne Bildung, ohne Perspektive. Aber sie haben etwas, was die Manager von Unilever mächtig interessiert: Hoodia. Diese kaktusähnliche Pflanze nutzen die San seit Jahrhunderten. Der appetitzügelnde Wirkstoff der Hoodia-Pflanze ist für sie ein Retter in der Not, der den Hunger unterdrückt. Was liegt für Konzerne wie Unilever näher, als daraus ein Diätpräparat zu entwickeln, das dem Übergewicht in den Industrieländern zu Leibe rückt und fette Gewinne verspricht?

Erst fragen, dann nehmen

Die Frage ist: darf Unilever das? Die Antwort auf diese Frage wird derzeit im Rahmen der Verhandlungen der 1992 unterzeichneten Konvention über die biologische Vielfalt (CBD) diskutiert. Die Konvention sagt zunächst: Kon-

zerne wie Unilever dürfen genetische Ressourcen und traditionelles Wissen nutzen. Allerdings ist dies an Bedingungen geknüpft: Es muss eine vorherige informierte Zustimmung der Bereitsteller dieser Ressourcen vorliegen sowie eine Vereinbarung, wonach diese gerecht an den Gewinnen, die aus der Nutzung entstehen, beteiligt werden. Wer aber sind diese Bereitsteller? Zunächst einmal die Staaten, sagt die Konvention. Erst in zweiter Linie, unter dem Vorbehalt der nationalen Gesetzgebung, die indigenen Völker.

Diesen Vorbehalt haben die UN-Mitglieder im September 2007 im Grunde aufgegeben, als sie der – völkerrechtlich allerdings unverbindlichen – UN-Erklärung über die Rechte indigener Völker zustimmten. Klar ist: genetische Ressourcen und traditionelles Wissen ohne vorherige informierte Zustimmung und gerechten Vorteilsausgleich zu nutzen, ist Biopiraterie. Die CBD

hat die Opfer von Biopiraterie in der Praxis allerdings weitgehend allein gelassen. Deshalb fordern Entwicklungs- und Nichtregierungsorganisationen ein völkerrechtlich verbindliches internationales Regime. Indigene Völker pochen auf ihre Rechte, die die Staaten mit der UN-Erklärung anerkannt haben.

Der Zankapfel Patentrecht

Zu den wichtigsten Konfliktpunkten gehört dabei das Patentrecht. Für ein Patent muss das zu schützende Produkt beziehungsweise Verfahren neu sein, auf einer erfinderischen Tätigkeit beruhen und gewerblich nutzbar sein. Voraussetzung für ein Patent sind jedoch nicht die CBD-Regeln einer vorherigen informierten Zustimmung und einer gerechten Gewinnbeteiligung. Zudem drohen durch den TRIPS-Vertrag der Welthandelsorganisation WTO zu Rechten an geistigem Eigentum den Ländern, die sich nicht an die Regeln des Pa-

tentrechts halten, Handelsanktionen. Verstöße gegen die Konvention über die biologische Vielfalt sind bestenfalls unfein, konkrete Folgen sind nicht zu erwarten.

Und so geht die Biopiraterie fröhlich weiter: ein Wirkstoff aus der Paranuss für glänzendes Haar, Rinde und Blätter des Bocoa-Baumes für glatte Haut, südafrikanische Pelargonien gegen

nen Völker müssen gleich mehrfach für ihre Rechte kämpfen: gegen die Konzerne und Regierungen des Nordens, aber auch gegen die Regierungen des Südens. Besonders bitter haben die San dies erfahren müssen, was es doch ein halbstaatliches südafrikanisches Forschungsinstitut, das den appetitzügelnden Wirkstoff der Hoodia-Pflanze patentierte. Nur durch Druck der internationalen Zivilgesellschaft wurden die San letztendlich an den Lizenznahmen beteiligt, ein legales Mittel zur Durchsetzung ihrer Rechte hatten sie nicht. Und ihre Rechte an ihrem traditionellen Wissen waren ohnehin mit Füßen getreten.

Zertifikate als Lösung?

Husten, die Samen des indischen Neembams zum Schädlingsbekämpfung – und eben Hoodia gegen Übergewicht.

Die Möglichkeiten der Regierungen des Südens und der indigenen Völker, sich gegen solche Biopiraterie zu wehren, sind praktisch gleich null. Die indige-

nen Völker müssen gleich mehrfach für ihre Rechte kämpfen: gegen die Konzerne und Regierungen des Nordens, aber auch gegen die Regierungen des Südens. Besonders bitter haben die San dies erfahren müssen, was es doch ein halbstaatliches südafrikanisches Forschungsinstitut, das den appetitzügelnden Wirkstoff der Hoodia-Pflanze patentierte. Nur durch Druck der internationalen Zivilgesellschaft wurden die San letztendlich an den Lizenznahmen beteiligt, ein legales Mittel zur Durchsetzung ihrer Rechte hatten sie nicht. Und ihre Rechte an ihrem traditionellen Wissen waren ohnehin mit Füßen getreten.

Das heißt wird sich ein internationales Regime vor allem daran messen lassen müssen, inwiefern es die indigenen Völker im Kampf um die Rechte an ihren genetischen Ressourcen und ihrem traditionellen Wissen unter-

Rosen statt Opium

Die Produktion von Rosenöl ist eine gute Alternative zum Drogenanbau auch wenn der Markt begrenzt ist

Wenn Mohammed Azlam* im Morgengrauen zu seinem Feld geht, bleibt ihm nicht viel Zeit. Er muss Rosen ernten. Eine leichte Arbeit, die aber unter großem Zeitdruck erledigt werden muss, denn die frischen Blüten der Damaszener Duftrose müssen gepflückt sein, bevor die Sonne brennt. Sonst verlieren sie ihr herrliches Duftaroma und werden welk. Um acht Uhr kommt der Lieferwagen, der im Dorf die Blüten einsammelt und in die

Ein Liter ökologisches Rosenöl kostet etwa 4.000 Euro

Destillationsanlage der Distrikthauptstadt bringt. Bei der Anlieferung breitet sich der betörend süßliche Geruch der frischen Rosenblüten aus. Dann landen sie in den riesigen Kupfertöpfen, in denen schon das Wasser brodelte. Die Destillation der Blüten kann beginnen.

Mohammed Azlam ist einer von 170 Bauern in Ostafghanistan, die im Rahmen eines Projekts der Welthungerhilfe Örosen anbauen. Vor wenigen Jahren wuchs auf dem Feld der Familie noch Schlafmohn – eigentlich sehr rentabel und für viele Kleinbauern die einzige Möglichkeit, genügend Einkommen für die Familien zu erwirtschaften. Doch das Risiko, dass die Regierung die illegal angelegten Mohnfelder zerstören könnte, wächst. Die Familie von Mohammed Azlam besitzt gerade einmal einen viertel Hektar, hoch in den Bergen und weitab von guten Straßen. Der Anbau von Marktgemüse – eigentlich recht profitabel – macht in dieser abgelegenen Gegend wenig Sinn. Die Damaszenerrose gedeiht auf den kargen Böden der trockenen Bergregion sehr gut. Ihre Wurzeln reichen bis zu acht Meter in die Tiefe und versorgen die Pflanze mit ausreichend Wasser. Die intensive Sonneneinstrahlung in der Wachstumsphase und die kalten Nächte sorgen für den unvergleichlich intensiven Duft der Damaszenerrose. Eine Verwandte der in Bulgarien und der Türkei kultivierten Arten wächst in Afghanistan wild und wird seit vielen Jahrhunderten als Heil- und Duftmittel geschätzt. Zudem hat die Rose im Islam als „Blume des Prophe-

ten“ eine große Bedeutung. Für die Welthungerhilfe Grund genug, die Rose als Kulturpflanze in der Region einzuführen. Und wie erwartet, ist der Olertrag sehr zufrieden stellend. Im zweiten Erntejahr 2007 wurden bereits 5,5 Liter ökologisch zertifiziertes Rosenöl nach Deutschland exportiert und dort zum wichtigen Bestandteil von Naturkosmetik. Auf den ersten Blick erscheint die Menge gering. Doch für die Herstellung eines Liters werden 4.000 bis 5.000 kg frische Blüten benötigt. Und ein Liter ökologisches Rosenöl kostet auf dem internationalen Markt etwa 4.000 Euro. Aber auch in Afghanistan gibt es Abnehmer für Rosenprodukte. Lokale Heiler produzieren das in Afghanistan sehr beliebte Heilmittel Golland, ein Ferment von frischen Rosenblüten. Darüber hinaus werden getrocknete Rosenblüten vermarktet und zu Rosenwasser verarbeitet, das zur Herstellung von Süßspeisen, zur Körperhygiene und bei religiösen Bräuchen verwendet wird. Der Anbau von Örosen bietet den Bauern eine echte Alternati-

193.000 ha Schlafmohn oder 5.000 ha Rosen

ve zu Opium. Der Gewinn fällt zwar niedriger aus als beim Anbau von Schlafmohn, doch das Risiko des Totalausfalls aufgrund der Zerstörung von Feldern entfällt. Eine Herausforderung für die Initiatoren des Rosenprojekts ist es, die Vermarktung langfristig sicherzustellen. Das erfordert geeignete Strukturen sowie einen Investor mit Geld, Expertise und dem erforderlichen Verantwortungsbewusstsein für die Belange der Kleinbauern. Betrachtet man die Flächen, auf denen in Afghanistan Schlafmohn angebaut wird, wird deutlich, dass die Rose das Opium nicht vollends verdrängen kann. Für die Belieferung des gesamten Weltmarkts für Rosenöl wären maximal 5.000 Hektar Rosen erforderlich. Dem stehen 193.000 Hektar gegenüber, auf denen im Jahr 2007 in Afghanistan Schlafmohn angebaut wurde.

*Name von der Autorin geändert
ALEXANDRA BURMANN

Eru – vom Aussterben bedroht

Das traditionelle Gemüse war vor allem für die Frauen in Zentralafrika eine sichere Einnahmequelle: die Geschichte von Nutzung, Übernutzung und Nachhaltigkeit

Eru (*Genetum spp*) ist ein wichtiges, wild wachsendes Gemüse in Zentralafrika. Es wird von vielen Stämmen im Kongobecken genutzt. In Kamerun ist die Nutzung von Eru vor allem beim Stamm der Bayangi im Südwesten verbreitet. Besonders wegen seines hohen Proteingehalts ist es geeignet, vor allem in ärmeren Haushalten Fleisch zu ersetzen. Die Pflanze wird aber auch als Medikament verwendet.

In der Vergangenheit haben die Bayangi das Gemüse voller Eifersucht geschützt und nutzen es nur für ihren eigenen Bedarf. Vor allem wegen der steigenden Nachfrage der Menschen aus den Städten begann man, mit Eru zu handeln. Der Verkauf wurde zu einer wichtigen Einkommensquelle. Das zusätzliche Einkommen führte dazu, dass die Frauen, in deren Zuständigkeit das Sammeln fällt, finanziell unabhängiger wurden. Allerdings ist den Frauen das Sammeln von Eru aus diesem Grund verboten. Allerdings mit wenig Erfolg, da der Zugang zum Wald frei ist.

Aus finanziellen Gründen begannen auch Menschen aus den benachbarten Städten mit der Ernte. Die ökonomische Krise in den 80er-Jahren und die zurückgehenden Einnahmen aus der Kaffee- und Kakaoproduktion verstärkten diese Entwicklung noch. Schnell wurde es schwierig, Eru für den eigenen Bedarf zu bekommen. Die Frauen mussten oft



In Kamerun sind die Früchte von Eru (*Genetum spp*) ein sehr beliebtes Gemüse FOTO: LENDEP

tagelange Fußmärsche in den Wald unternehmen, um eine Hand voll zu finden. Sie verloren eine wichtige Einkommensquelle und waren vom Verlust eines Kulturguts bedroht. Alle Versuche, das Problem anzugehen, waren von geringem Erfolg. Erst Ende der 90er-Jahre wurde vom Mount Cameroon Project

gemeinsam mit dem botanischen Garten in Limbe eine Untersuchung zum Verlust der Kultur und der Zerstörung der Wildnis durch die forcierte Ernte und Entnahme erstellt, in deren Folge ein System entwickelt wurde, welches es den Farmern ermöglichte, selbst Eru anzubauen. Schließlich wurden Gruppen

von Farmern in die neue Methode im Rahmen des CENDEF eingeführt. Seit dem Jahr 2000 wurden hunderte von Farmern unterrichtet. Viele bauen heute Eru mit sehr zufrieden stellenden Ergebnissen in ihren eigenen Gärten an. In der Hoffnung, dass diese Quelle nie versiegen wird.

WIRSIY ERIC FONDZENYUY

Buriti-Palmen in Peru

Die Pflanze ist Existenzgrundlage von Teilen der Bevölkerung und Hochwasserschutz zugleich

„Die Ernte von Früchten und Pflanzen ist eine sehr verbreitete Aktivität bei den Bewohnern. Unter ihnen ist die Buriti-Palme (*Mauritia flexuosa*) die Spezies mit der höchsten Bedeutung, es gibt sie in unserer Region im Überfluss. Ihre Früchte werden sehr geschätzt. In Abhängigkeit von der Jahreszeit und vom Angebot wird der 50-kg-Sack mit Buriti-Früchten zu einem Preis zwischen 10 und 70 Nuevo Sol (1 peruanischer Nuevo Sol entspricht ca. 23 Cent) verkauft. Der Verkauf ist eine zusätzliche Ein-

nahmequelle für unsere Familien. Die traditionelle Weise, Buriti zu ernten, besteht im Fällen der Palme. So haben es schon meine Großeltern, meine Eltern und ich viele Jahre gemacht. Aber eines Tages, dank einer Kampagne des PEAM und der GTZ, haben wir verstanden, dass sich die Ressourcen des Waldes erschöpfen könnten und dass wir dann ohne unsere Buriti-Palmen und ohne die zusätzlichen existenzsichernden Einnahmen sein würden. Wir haben gelernt, sie auf ei-

ne, wie man sagt, „nachhaltigere“ Weise zu ernten. Wir, die Bewohner, haben uns organisiert, um die Buriti-Palmen nur zu bestimmten Zeiträumen der Produktion zu ernten. Einige Landwirte pflanzen jetzt sogar Buriti-Palmen auf ihren Grundstücken als eine Investition für die Zukunft.“ Auf Drängen der Bevölkerung in Moyobamba, Hauptstadt des Verwaltungskreises San Martin, auf der Bergspitze des Urwaldes im peruanischen Nordosten, wurden im Jahr 2004 15 kommu-

nale Schutzgebiete geschaffen. Die Ausweisung war eine Reaktion der Regierung auf die Forderungen der Bevölkerung, die natürlichen Ressourcen der Region, allen voran Wasser, zu erhalten. Eines der Schutzgebiete ist die Aguajal Renaca del Alto Mayo. Mit zahlreichen Überschwemmungsgebieten schützt das Ökosystem die benachbarten, von Buriti-Palmen sowie „Renacos“ (Baumwürger) dominierten Gebiete vor Überschwemmungen.

CYNTIA BAO